

Margaret Dickinson



ROMAN

Wolken  
*über*  
Fairfield Hall

Weltbild Premiere

Wolken über Fairfield Hall

Margaret Dickinson

Wolken  
über Fairfield Hall

Roman

Aus dem Englischen von Marie Henriksen

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Fairfield Hall* bei Pan Books,  
an imprint of Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Margaret Dickinson  
Published by Arrangement with the Author  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen  
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay  
Übersetzung: Marie Henriksen  
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß  
Umschlagmotiv: © Malgorzata Maj / Arcangel Images; © The National Trust  
Photolibrary / Alamy; © Dudarev Mikhail / Shutterstock  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-478-4

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Zachary und Zara*

## Prolog

Lincolnshire, 10. März 2013

Tiffany parkte den Wagen am Straßenrand und ging die Steigung zum Herrenhaus hinauf. Näher wollte sie nicht heraufahren, es war ein trüber Tag, die Straße war glatt und sie fürchtete, die Kontrolle über das Auto zu verlieren. Beatrice, wie sie ihren kleinen Wagen nannte, war nicht gut auf Glatteis, schon gar nicht, wenn die Straße hügelig war. Als der Weg flacher wurde, hielt sie inne, um nach Luft zu schnappen und sich umzusehen. Westlich von ihr lagen die Wolds, sanft gewelltes Land unter dem Reif, der seit dem Morgen noch nicht weggetaut war. Direkt darunter das Dorf: Fairfield Village, das in einer Senke lag. Es dämmerte schon wieder, obwohl es noch früh am Nachmittag war, und überall in den Häusern an der einzigen Straße gingen die Lichter an. Jenseits des Dorfes konnte sie die Bauernhöfe auf den Hügeln sehen. Am Ende der Dorfstraße stand die Kirche mit dem Pfarrhaus daneben. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie sich in der Zeit zurückversetzen, vermutlich hatte sich in den letzten hundert Jahren hier nicht viel verändert, abgesehen von den Autos an der Straße. Die brauchte man hier, wo der nächste Marktflecken fast zehn Kilometer entfernt lag. Und es gab ja nur noch den einen Dorfladen, in dem alles verkauft wurde, keinen Metzger mehr, keinen Gemüsehändler und so weiter. Früher hatten sie alle von dem leben können, was man in einer solchen kleinen Dorfgemeinschaft verdiente. Jetzt fuhr die Leute in die nächste Stadt – Thorpe St. Michael – und in den Supermarkt, um ihren Wocheneinkauf zu erledigen. In den Dorfladen gingen sie nur noch, wenn sie etwas vergessen hatten. Selbst die Schmiede und Stellmacherei, früher das Herz jedes Dorfs, würde wohl schon lange nicht mehr existieren, hätte sich

der Besitzer nicht auf ausgefallene schmiedeeiserne Schmuckgegenstände verlegt.

Sie drehte sich um und schaute wieder zum Herrenhaus hinüber, das über dem Dorf wachte. Ein leichtes Schaudern, dann ging sie weiter. Im März, so hatte sie in einem Flyer über Fairfield Hall gelesen, war am Sonntag und am Mittwoch geöffnet. Wie passend, dass sie ausgerechnet heute, am englischen Muttertag hier war.

Als sie am Ende der geschwungenen Auffahrt ankam, ging ihr Atem stoßweise. Die Auffahrt war mit Zitronenbäumen gesäumt, die jetzt noch winterkahl dastanden. Im Sommer würden sie so schön aussehen. Bevor sie durch einen Torbogen den Hof betrat, blieb sie kurz stehen. Vor ihr lagen die Ställe, links drei Remisen. Das Viereck wurde durch andere Gebäude vervollständigt, die einmal, so vermutete sie, Waschhaus und Werkstätten beherbergt hatten. In der Mitte des Hofes stand eine große Buche, rechts war der Eingang zum Haus zu sehen. Beim Näherkommen sah sie das Schild: *Bitte benutzen Sie den Vordereingang.* Durch ein Törchen ging sie um die Ecke und stieg die Stufen empor. Das beeindruckende Haus, quadratisch und dreistöckig gebaut, hatte den Haupteingang in der Mitte der Westseite. Im Erdgeschoss gab es sechs Fenster, in den anderen Stockwerken sieben. Beim Näherkommen erkannte sie auch ein Untergeschoss. Auf der Nordseite befand sich ein niedrigerer, nur zweistöckiger Anbau. Der gut gepflegte Rasen vor dem Haus neigte sich zum Dorf hinunter. An der Seite sah sie weitere Gärten und vermutete hinter dem Haus einen Küchengarten zur Versorgung des Haushalts. Und dahinter bestellte Felder, auf denen sich im Sommer das reife Getreide wiegen würde, Mohnblumen am Feldrain. Sie wartete eine gefühlte Ewigkeit, bis die Tür sich öffnete. Ein älterer Mann stand vor ihr, seltsam gekleidet, fand sie, im Cut, wie ein Butler aus einem Geschichtsbuch. Aber sein runzliges Gesicht strahlte, und seine alten Augen funkelten. »Guten Tag, Miss. Wie schön, dass wir Besuch bekommen. Treten Sie doch bitte ein.«

Tiffany betrat die Eingangshalle und putzte sich die Schuhe an der dicken Fußmatte ab. »Ich vermute, Sie haben im Winter nicht viele Besucher, schon gar nicht bei solchem Wetter.

Der alte Mann kicherte. »Nein, das ist wohl wahr, Miss.«

Am anderen Ende der Halle brannte ein Feuer in einem hübschen Kamin mit blau-weißen Delfter Kacheln, und Tiffany, die sich von der Wärme magisch angezogen fühlte, streckte die Hände danach aus.

»Möchten Sie, dass ich Sie durchs Haus führe«, fragte der Mann, »oder ziehen Sie es vor, allein Ihren Rundgang zu machen? Es ist alles gut ausgemaltes.«

»Ach nein, ich hätte gern eine Führung.«

Er lächelte wieder, zweifellos freute er sich, dass er gebraucht wurde. »Jederzeit, Miss. Ich glaube nicht, dass heute noch weitere Besucher kommen, Sie haben also meine ungeteilte Aufmerksamkeit.«

»Wie schön«, murmelte Tiffany aufrichtig. »Ich danke Ihnen.« Sie wollte so viel über dieses Haus wissen, und jetzt war sie sicher, den richtigen Gesprächspartner gefunden zu haben.

»Das hier ist natürlich die Eingangshalle«, begann er und begleitete sie dann in das Zimmer links von der Halle. »Dies war das Zimmer der Hausdame, damit sie immer sehen konnte, was in der Auffahrt vor sich ging – ob die Familie nach Hause kam oder Besucher anreisten –, und die restliche Dienerschaft vorwarnen konnte. In den 1890er Jahren wurde das Zimmer als Büro benutzt. Dahinter haben wir das Wohnzimmer, das aber später, soweit wir wissen, als Musikzimmer genutzt wurde. Ein herrlicher Raum, nicht wahr?«

Gemälde und Porträts hingen an den Wänden, die mit Eichenholz vertäfelt waren. In einer Ecke stand ein Flügel, aus einer anderen war das feierliche Ticken einer Standuhr aus Eichenholz zu hören. Sie tat sicher schon seit mehr als zweihundertfünfzig Jahren getreulich ihren Dienst.

Er führte sie durch eine andere Tür hinaus und einen Korridor entlang. »Hier gibt es nur eine moderne Küche und ein Wohn-



zimmer«, sagte er. »Die hintere Treppe war für die Dienstboten, dies hier jedoch ...« – sie waren wieder durch die Eingangshalle gegangen und bewegten sich in den südlichen Teil des Hauses – »ist die Haupttreppe.« An den Wänden des Treppenaufgangs hingen wiederum Familienporträts. So viel Geschichte! Tiffanys Herz schlug ein wenig schneller.

»Wir gehen gleich hinauf«, sagte ihr Begleiter, »aber ich würde Ihnen gern erst noch die Bibliothek zeigen, hier rechts von der Treppe.« Das Zimmer sah genauso aus, wie sie es sich vorgestellt hatte, mit Bücherregalen bis unter die Decke. »Und hier links das Morgenzimmer. Es geht nach Osten hinaus, hat also immer Morgensonne. Schade«, lächelte er, »dass sie heute nicht scheint.«

»Im oberen Stockwerk befindet sich das private Wohnzimmer der Familie, und gleich gegenüber sind die besten Schlafzimmer. Die Schlafzimmer der Dienstboten befinden sich auf dem gleichen Flur.«

»Tatsächlich?«, lachte Tiffany. »Ich dachte, die Dienstboten leben im Dachgeschoss?«

»Nicht in diesem Haus, Miss«, lächelte er. »Im obersten Stockwerk sind die Kinderzimmer und wohl auch ein Schlafzimmer für die Kinderschwester oder Gouvernante, und außerdem einige sehr hübsche Gästezimmer.«

*Wo sie wohl geschlafen hat?*, dachte Tiffany, während sie wieder hinuntergingen. *Ich würde mir gern vorstellen, dass ich in ihrem Schlafzimmer gestanden habe.*

Er zeigte ihr die riesige Küche im Untergeschoss und weitere, kleinere Räume, die unterschiedlichen Zwecken dienten: Weinkeller, Wildkeller, Destille und die Kammer des Butlers. Er zeigte ihr sogar die Reihe von vierzehn Glocken, mit denen man nach den Dienstboten rufen konnte.

»Und jetzt kommt mein Lieblingszimmer, das ich mir absichtlich für den Schluss aufgehoben habe.«

Als sie das Speisezimmer betraten, an dessen Wänden weitere, etwas jüngere Familienporträts hingen, wurde Tiffany noch aufmerksamer.

»Der Hauptteil des Hauses wurde im frühen achtzehnten Jahrhundert von der Familie Lyndon im Stil von Sir Christopher Wren erbaut, der zweistöckige Anbau an der Nordseite kam wesentlich später dazu«, erzählte er ihr. »Seltsam, ein solches Haus hier auf dem Lande vorzufinden, nicht wahr? Es passt eigentlich eher in die Stadt.«

Tiffany schwieg, weil sie gern noch mehr über die Familie hören wollte. Deshalb war sie ja hier.

»Der erbliche Titel des Earl of Fairfield wurde Montague Lyndon am Ende einer ansehnlichen militärischen Karriere im Jahr 1815 verliehen. Von da an sandte die Familie in jeder Generation einen Sohn in die Armee, in der Regel den zweiten Sohn, wenn es einen zweiten Sohn gab, sodass der Titel gesichert blieb. Der älteste Sohn erbte immer den Titel, und von ihm erwartete man auch, dass er den Besitz weiterführte.« Sie gingen langsam an den Porträts vorbei. »Das ist der zweite Earl, der dritte, der vierte, der fünfte, und hier haben wir nun den sechsten Earl of Fairfield, James Lyndon.«

Tiffany starrte das Ganzkörperporträt eines Mannes in Uniform an. Er war hochgewachsen, hatte braunes Haar und dunkelbraune Augen, die seltsam kalt auf sie herunterzublicken schienen. Kein Lächeln, keine Wärme war in diesem Gesicht zu finden.

»Wie Sie sehen«, sagte ihr Begleiter, »war James ebenfalls Soldat, und soweit man weiß ein sehr guter. Er war der zweite Sohn und hätte normalerweise den Titel gar nicht erben sollen, aber sein älterer Bruder Albert ist sehr jung verstorben.«

Tiffany ging einen Schritt weiter und blieb dann stehen. Ihr Blick war an dem Bild einer jungen Frau hängen geblieben, das sich auf der anderen Seite des Kamins befand, gegenüber dem des sechsten Earl. Die junge Frau hatte rabenschwarze Haare, dunkel violette Augen und eine makellose Haut. Sie trug ein blaues Satinkleid und eine Kette um den anmutigen Hals. Tiffany hoffte, das Porträt gäbe ihr Aussehen treffend wieder.

Sie biss sich auf die Lippe, wagte kaum zu fragen. »Und wer ist das?«

»Ah, das ist Lady Annabel, James' Frau. Eine Schönheit, nicht wahr?« Sie standen einen Augenblick schweigend da und bewunderten das Bild. Und als hätte er Tiffanys unausgesprochene Frage gespürt, fügte er hinzu: »Und sie war wirklich so schön wie auf diesem Bild.«

Tiffany sah ihn an. Sie war erst zwanzig Jahre alt, und der Mann kam ihr uralt vor, aber selbst er konnte doch wohl nicht alt genug sein, um sich noch an Lady Annabel zu erinnern, oder? Es hatte allerdings fast den Anschein.

Er lächelte. »Mein Großvater hat hier als Gärtner gearbeitet und immer von ihr erzählt. Tatsächlich konnte er gar nicht damit aufhören, wenn er einmal angefangen hatte. Ich habe sie nur zweimal gesehen, und da war sie natürlich schon älter, aber immer noch eine Schönheit. Und jeder liebte sie. Außer ...« Er seufzte schwer. »Außer dem einen Menschen, der sie am allermeisten hätte lieben sollen. Die arme Lady.«

»Würden Sie mir von ihr erzählen?« Tiffany ärgerte sich über den flehenden Ton in ihrer Stimme, aber der alte Mann, der es natürlich auch gehört hatte, lächelte sie an.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich habe es nicht eilig. Wegen dieser Geschichte bin ich ja eigentlich hier. Ich würde gern so viel wie möglich über sie erfahren. Natürlich nur, wenn Sie Zeit haben.«

»Oh, ich habe jede Menge Zeit. Aber dann müssen wir uns setzen, meine Liebe. Meine alten Beine sind nicht mehr das, was sie waren.«

Sie setzten sich in zwei Sessel vor dem Kamin, die beiden Porträts vor Augen.

»Ja, wo soll ich da anfangen?« Er schwieg einen Moment, die Augen immer noch auf das zauberhafte Gesicht auf dem Gemälde gerichtet. »Wo soll ich da anfangen?«, murmelte er noch einmal.

## Kapitel eins

Grimsby, Lincolnshire, Januar 1896

»Könnten wir nicht bitte nach Hause gehen, Miss Annabel? Es ist so kalt!«

»Nur noch fünf Minuten«, murmelte Annabel und starrte in die Dunkelheit des Winterabends hinaus auf die Straße.

Sie saßen in der Pferdekutsche am Ufer von Cleethorpes, unweit des Piers, der sich ins kalte Meer hinausstreckte. Heute gab es hier keine Urlauber, keine Besucher, die spazieren gingen. Die Kutsche bot zwar etwas mehr Windschutz als der offene Wagen, aber der Seewind drang trotzdem durch die Ritzen, stach in ihre Gesichter und ging durch Mark und Bein.

»Wenn Sie zu spät zum Abendessen kommen, wird Ihr Vater Fragen stellen. Und Sie wissen, ich bin eine schlechte Lügnerin. Ich werde dann immer feuerrot, und er merkt es sofort.«

»Ich will nicht, dass du für mich lügst, Jane.«

Die Zofe zitterte. »Dem Pferd ist auch schon kalt, es stampft mit den Hufen und will weiter.«

Der Wagen schaukelte gefährlich.

»Miss Annabel«, sagte Jane jetzt mit fester Stimme, »er kommt nicht, und wir bekommen beide zu Hause großen Ärger. Was soll denn Mrs Rowley sagen, wenn ich nicht da bin, um das Abendessen vorzubereiten? Sie wissen doch, dass ich in der Küche helfen muss.«

Im Haushalt der Constantines gab es nur wenige Dienstboten: den Butler Roland Walmsley, der gleichzeitig der Kammerdiener seines Herrn war, die Köchin und Haushälterin Mrs Rowley, das Küchenmädchen Lucy und Jane, die sich als Hausmädchen und Zofe von Mrs Constantine und Miss Annabel um alles andere kümmerte. Außerdem gab es einen Gärtner, der stundenweise kam, und den Knecht Billy, der sich um die beiden Pferde küm-

merte und Annabel und ihre Mutter normalerweise auch fuhr. Heute jedoch hatte Annabel darauf bestanden, selbst zu fahren, lediglich von ihrer Zofe begleitet.

Seufzend nahm sie jetzt die Zügel auf und rief dem Pferd ein »Gee up« zu. Das Tier schien froh, dass endlich etwas passierte und tat einen Sprung vorwärts, sodass die beiden Mädchen sich an den Seiten des Fahrzeugs festhalten mussten.

»Der schmeißt uns noch um«, murmelte Jane, aber das trittsichere Pferd trabte munter dem heimatlichen Stall zu. Auf der Straße nach Grimsby lenkte Annabel es nach rechts. Prince zögerte, gehorchte aber den Anweisungen seiner Herrin.

»Wohin wollen Sie denn, Miss? Da geht es doch nicht nach Hause!«

»Nicht?« Annabel klang ganz unschuldig. »Ich dachte. Ach herrje, dann haben wir uns verfahren.« Sie ließ die Zügel schnalzen, das Pferd trabte schneller und brachte sie noch weiter von der richtigen Straße weg.

»Miss Annabel ...«

»Ich glaube, das ist die Abkürzung.«

»Nein, ist es nicht, und das wissen Sie auch ganz genau. Sie fahren zu den Docks«, sagte Jane. »Und wenn Sie jetzt eine neue verrückte Idee haben, wo Sie ihn finden könnten, dann ... dann ...«

Annabel zog sanft an den Zügeln und brachte Prince damit in einen zügigen Schritt. An der nächsten Kreuzung wendete sie, sodass sie wieder in die entgegengesetzte Richtung fahren konnten Prince fiel wieder in Trab, er hoffte wohl, dass es jetzt wirklich nach Hause in den warmen Stall ging. Als er Bargate entdeckte, die Straße, an der die Constantines lebten, wurde er noch etwas schneller.

Das Haus war ein quadratisches Gebäude mit der Tür in der Mitte und zwei Erkern zu beiden Seiten. Es hatte einen kleinen Vorgarten und einen größeren Garten hinter dem Haus, wo der Gärtner einige Blumenbeete und einen Küchengarten angelegt hatte. Als kleines Mädchen hatte Annabel im Garten und Ge-

wächshaus helfen dürfen, aber inzwischen war ihr Vater der Ansicht, sie sollte sich mit damenhafteren Dingen beschäftigen.

»Es ist einfach unpassend, dass du im Dreck herumwühlst, nur von einem Diensthofen begleitet.«

Und so wurde Annabels Liebe zum Land nur durch die Besuche bei ihren Großeltern befriedigt, die ihr erlaubten, auf der Farm zu helfen. Ihr Vater musste ja nichts davon erfahren.

»Da ist Billy, er wartet schon«, sagte Jane, als sie die Kutsche zum Stehen brachten. Sie stieg aus und drehte sich dann um, um ihrer jungen Herrin zu helfen, während Billy das Pferd festhielt.

»Guten Abend, Billy«, sagte Annabel mit gespielter Munterkeit. »Tut mir leid, dass wir so spät kommen, wir haben uns verfahren.«

Jane zog hörbar den Atem ein, sagte aber nichts. Annabel wusste, auch sie würde sich auf diese Ausrede berufen, wenn man sie fragte.

»Geh hintenrum, Jane, ich nehme den Haupteingang. Mr Walmsley lässt mich rein. Und denk dran ...« Sie senkte die Stimme, während Billy das Pferd ausspannte. »Wir haben uns verfahren.«

»Ja, Miss.« Jane knickte schnell und eilte dann durch die Hintertür ins Haus.

Annabel ging ums Haus und läutete vorn. »Guten Abend, Mr Walmsley«, sagte sie ruhig, als der Butler öffnete.

Obwohl man es ihr immer wieder sagte, weigerte sich Annabel rundheraus, die Diensthofen anders anzusprechen als mit ihrem vollständigen Namen oder bei den Jüngeren mit dem Vornamen. Nur den Nachnamen zu verwenden, fand sie abscheulich, und der Butler hatte längst aufgegeben, es ihr beizubringen. Selbst ihr strenger Vater war an diesem Punkt machtlos.

Als er ihre Stimme hörte, riss er die Tür seines Arbeitszimmers auf und kam mit schnellen Schritten in die Eingangshalle. Er war ein eher klein gewachsener, kräftig gebauter Mann Anfang fünfzig mit rosigem Gesicht und buschigen Koteletten.

»Wo bist du gewesen?«, schnauzte er.

Annabel drehte sich zu ihm um, während sie Cape, Hut und Handschuhe auszog und Roland Walmsley reichte.

»Ich bin ein wenig mit der Kutsche ausgefahren, Vater, aber dann bin ich in der Dämmerung falsch abgebogen und habe mich etwas verfahren. Tut mir leid, dass ich zu spät zum Essen komme.« Sie wandte sich wieder an den Butler. »Mr Walmsley, seien Sie doch so gut und sagen Sie Mrs Rowley, dass es meine Schuld ist, wenn Jane zu spät kommt. Sie kann nichts dafür.«

Roland Walmsley verbeugte sich und bemühte sich, das Lächeln zu verbergen. Er ahnte, wo die junge Herrin gewesen war, aber er würde es um keinen Preis verraten, und er würde auch Jane keine Fragen stellen. Sie war Miss Annabel treu ergeben wie alle Dienstboten hier.

Ambrose sah seine Tochter wütend an. »Wir haben eine halbe Stunde mit dem Essen gewartet, und Mrs Rowley ist alles andere als erfreut.« Mrs Rowley war die Einzige, die bei Ambrose eine höfliche Anrede verdient hatte. »Zieh dich um und beeil dich gefälligst.«

»Ja, Vater.« Annabel senkte demütig den Kopf und eilte zur Treppe. Ambrose sah ihr mit zusammengekniffenen Augen nach. Ob sein Tadel irgendetwas bewirkte, konnte er nicht sagen. Als sie die Treppe hinaufging, schienen ihre Schultern enttäuscht herabzusinken, aber er war nicht sicher. Seine Tochter war schwer zu durchschauen. Er würde die Zofe fragen, sie verriet sich sowieso.

Aber diesmal blieb selbst Jane hart. Nach dem Abendessen rief er sie in sein Arbeitszimmer. Sie stand furchtlos vor ihm, die Augen unschuldig aufgerissen, richtete ihre ein Meter fünfundfünfzig auf und erklärte ihm ganz ruhig: »Wir haben uns verfahren, Sir. Miss Annabel ist im Dunkeln falsch abgebogen, und dann war es schwierig, das Pferd wieder zu wenden. Bis wir wieder auf der richtigen Straße waren, war bestimmt, ja, ich denke, eine halbe Stunde vergangen, Sir.«

Ambrose zog die Brauen drohend zusammen. »Habt ihr jemanden getroffen, Mädchen?«

Sie riss die Augen noch weiter auf. »Jemanden getroffen, Sir?«  
»Stell dich nicht so dumm, du weißt genau, was ich meine.  
Hatte Miss Annabel eine Verabredung?«

Das Mädchen schüttelte heftig den Kopf. »Aber nein, Sir. Wir haben niemanden getroffen.«

Ambrose trat zwei Schritte auf sie zu, sodass seine rote Knollennase nur noch Zentimeter von ihrer kleinen, wohlgeformten Nase entfernt war. Leise und drohend sagte er: »Wenn ich herausfinde, dass du mich anlügst, geht es dir schlecht. Haben wir uns verstanden?«

Jane nickte eifrig. »Ich würde Sie nie anlügen, Sir. Ehrlich, niemals!«

Brummend trat Ambrose wieder zwei Schritte zurück. Er glaubte ihr immer noch nicht. Seiner Erfahrung nach logen sie alle, wenn sie das Wort »ehrlich« in den Mund nahmen.

Mit flammenden Wangen eilte Jane zurück in die Küche. Sie hoffte, der Herr wäre jetzt zufrieden, aber die Hausdame stand ihr noch bevor, und die war fast so Furcht einflößend wie Mr Constantine.

»Also wirklich, was war denn los?« Mrs Rowley schaute sie drohend an. »Gibt es Schwierigkeiten? Denn wenn es Schwierigkeiten gibt, dann muss ich das wissen.«

*Sie am allerwenigsten*, dachte Jane. Laut sagte sie: »Nein, Mrs Rowley. Ich war mit Miss Annabel unterwegs, und wir haben uns verspätet. Das war schon alles.«

»Ah ja.« Mrs Rowley klang immer noch skeptisch. »Und wo wart ihr ›unterwegs‹, wenn ich fragen darf?«

*Nein, Sie dürfen nicht fragen*, hätte Jane am liebsten geantwortet, aber sie wusste, wenn sie jetzt eine schnippische Antwort gab, würde das einen harten Tadel nach sich ziehen. Also sagte sie nur ganz ruhig: »Wir sind nur ein wenig ausgefahren, Mrs Rowley. Und dann ist Miss Annabel im Dunkeln falsch abgebogen.«

»Sie sollte im Dunkeln gar nicht allein unterwegs sein.«

»Sie war nicht allein, ich war doch bei ihr.«



Mrs Rowley verdrehte die Augen. »Und du wärest ihr sehr nützlich gewesen, wenn es Schwierigkeiten gegeben hätte.«

»Was für Schwierigkeiten denn, Mrs Rowley?«

Die Köchen sagte nichts mehr dazu und begnügte sich mit einem grimmigen Blick und einem scharfen »Sieh zu, dass du was arbeitest. Der Abwasch ist noch zu machen, und Lucy fällt gleich um vor Müdigkeit, weil sie deine ganze Arbeit mit machen musste, während du durch die Gegend strawanzt.«

Die nächsten Stunden blieb Jane keine Zeit zum Nachdenken, aber später am Abend, als sie in dem schmalen Bett in der Dachkammer lag, die sie mit Lucy teilte, dachte sie an das Dilemma, vor das ihre junge Herrin sie immer wieder stellte. Sie war ihr treu ergeben und würde alles für sie tun, wirklich alles. Aber wenn herauskommen würde, was sie in den letzten Wochen und Monaten getan hatten – nicht auszudenken.

## Kapitel zwei

Auch Annabel lag noch wach. Warum war Gil nicht zum Treffpunkt gekommen? War es vorbei? Liebte er sie nicht mehr? Waren all seine glühenden Liebesschwüre eine einzige Lüge gewesen?

Kennengelernt hatte sie Gilbert Radcliffe bei einem Besuch in den Geschäftsräumen ihres Vaters, die sich in der Nähe des Fischerhafens befanden. Gilbert als stellvertretender Büroleiter war damit beauftragt worden, die Tochter des Chefs heranzuführen. Er war erst fünfundzwanzig und hatte schon einen erstaunlich hohen Posten in der Firma. Seine unmittelbaren Vorgesetzten hielten große Stücke auf ihn, ebenso der Büroleiter, Mr Smeeton, und ihr Vater. Trotzdem gab sich Annabel keinen Illusionen hin: Wenn ihre heimlichen Treffen in den Wochen seit dem Kennenlernen entdeckt würden, wäre es mit der guten Stellung des jungen Mannes vorbei. Ambrose hatte hochfliegende Pläne mit seiner Tochter, und eine Heirat mit einem seiner Angestellten passte da sicher nicht ins Bild.

Ambrose Constantine hatte alles aus eigener Kraft geschafft. Er war in einem ärmeren Stadtviertel als dritter Sohn eines Fischers geboren worden. Auch sein Arbeitsleben hatte auf einem Trawler begonnen, aber er war ehrgeizig und hatte sich schnell zum Maat hochgekämpft. Harte Arbeit und Ausdauer angesichts des schweren Lebens auf See – so hatte er gutes Geld verdient und eisern gespart. Als er zwanzig Jahre alt war, ertranken sein Vater und die beiden älteren Brüder. Ein Jahr später starb seine Mutter an gebrochenem Herzen, und damit war Ambrose endgültig allein. Aber der Verlust seiner Familie stählte seinen Willen zum Erfolg nur noch. Er gab die Seefahrt auf und wurde Fischhändler, und im Alter von vierundzwanzig Jahren hatte er schon zehn Angestellte. Sarah Armstrong war ihm bei einer Be-

erdigung im Mai 1874 in der Kirche aufgefallen. Sie war keine ausgesprochene Schönheit, aber sie war hochgewachsen und hatte einen anmutigen Gang, der ihm gut gefiel, ein ausdrucksvolles Gesicht und ein entschlossenes Kinn. Beim Empfang in einem nahegelegenen Hotel war es ihm gelungen, ihr vorgestellt zu werden, und als er ihr in die dunkelblauen Augen sah, wollte er auf einmal alles über sie wissen.

»Woher kannten Sie Mr Wheeler?«, fragte er und bezog sich auf den Verstorbenen, an dessen Beisetzung sie gerade teilgenommen hatten.

»Ich kannte ihn gar nicht gut, aber ich musste meinen Vater heute begleiten. Er hat mit ihm Geschäfte gemacht und fand, er müsse ihm die letzte Ehre erweisen.«

»Ihr Vater ist im Fischhandel tätig?«

Sarah lachte. »Nein, nein, er ist Landwirt, aber er hat Mr Wheeler immer auf dem Markt getroffen.« Abraham Wheeler war als Auktionator in ganz Lincolnshire tätig gewesen und hatte alles Mögliche versteigert, vom Fisch bis hin zu Schafen und Kühen.

Neugierig auf den blonden, kräftigen jungen Mann, von dem sie wusste, dass er darum gebeten hatte, ihr vorgestellt zu werden, fragte Sarah: »Und Sie? Woher kannten Sie ihn?«

»Vom Fischmarkt«, lächelte er. »Er hat mir sehr geholfen, als ich mit meinem Geschäft angefangen habe.«

»Und wo hat das Ganze geendet?«

»Oh, ich bin noch lange nicht am Ende.«

Saraha Augen leuchteten auf, als sie den ehrgeizigen Ton in seiner Stimme hörte. So etwas gefiel ihr. Sie hatte immer die Tatsache bedauert, dass sie als Mädchen geboren worden war. Männer konnten so viel mehr aus ihrem Leben machen als Frauen, die nur dazu bestimmt schienen, Ehefrauen, Mütter oder Haushälterinnen zu sein. Da sie das einzige Kind war, würde ihr eines Tages der Hof ihres Vaters gehören, aber an der Landwirtschaft hatte sie überhaupt kein Interesse. Jeden Sommer bekam sie Heuschnupfen, und sobald sie sich einem Pferd näherte, musste

sie niesen. Im Juni hielt sie sich immer am Meer auf, weil sich die Symptome dort besserten.

Sie kreuzte die Finger hinter dem Rücken, als sie ihn frech anlog. »Ich werde nächste Woche in Cleethorpes sein.« Dann hielt sie inne, weil sie instinktiv wusste, er würde ein Treffen vorschlagen. Und das tat er dann auch.

Ihre Romanze – wenn man das so nennen konnte – machte rasche Fortschritte, sehr zum Missfallen von Sarahs Eltern. Es war eher eine Begegnung zweier ähnlicher Köpfe, ähnlicher Ambitionen, als eine leidenschaftliche Liebesaffäre.

»Mir gefällt das nicht«, sagte Edward Armstrong zu seiner Frau Martha. »Und vor allem gefällt er mir nicht. Aber was soll ich machen? Ich habe mit ihr gesprochen, sie angefleht, sogar mit ihr geschimpft, aber sie hat sich nun mal in den Kopf gesetzt, den Kerl zu heiraten. Nächsten Monat ist sie einundzwanzig, und wenn sie wirklich verliebt ineinander sind ...«

Martha umarmte ihren Mann und legte ihren dunkelhaarigen Kopf an seine Brust. »Du machst dir Sorgen wegen des Hofes, nicht wahr?«

»Nur zum Teil. Natürlich hätte ich ihn gern weitervererbt.«

Als sie ihn so schwer seufzen hörte, hob Martha den Kopf und sagte mit einem Zwinkern: »Na ja, vielleicht schenkt dir Sarah ja einen Enkel, der eines Tages Meadow View übernimmt.«

Aber Sarah hatte ihnen nur eine Enkelin geschenkt, Annabel, und in sie setzte Edward nun alle seine Hoffnungen. Er war nie der Ansicht gewesen, vornehme junge Damen sollten ihre Zeit mit Zeichnen, Malen, Nähen und Klavierspielen verbringen. Stattdessen hatte er seine Tochter Sarah in den Grundlagen der Buchhaltung unterwiesen und ihr die gefährlichen Freuden des Aktienhandels gezeigt. Er hatte ja nicht voraussehen können, dass er sie mit ihrem klugen Kopf und ihrem Gefühl fürs Geschäft nicht auf die Farm (wie er gehofft hatte), sondern auf das wachsende Geschäft ihres Ehemannes vorbereitete.

Widerwillig musste Edward zugeben, dass Ambrose ein kluger, erfolgreicher Mann war. 1883 hatte Ambrose den ersten

Dampftrawler Englands gekauft, und als Annabel volljährig wurde, war er der größte Dampfschiffsbesitzer im Hafen von Grimsby. Nachdem Sarah durch ihren wohlhabenden Mann bestens versorgt war, hatte Edward sein Testament zugunsten seiner Enkelin verfasst und ihr seine Fünfhundert-Morgen-Farm in den Wolds von Lincolnshire vermacht. All das würde eines Tages Annabel gehören, doch vorerst waren Edward und seine Frau noch bei guter Gesundheit und betrieben Meadow View selbst. Wenn Annabel zu Besuch kam, freute sich Edward an ihrer Intelligenz und Lernfähigkeit. Es machte ihm Mut, dass sie offenbar nichts von dem rücksichtslosen Ehrgeiz ihres Vaters und – das musste man wohl zugeben – ihrer Mutter geerbt hatte. Nicht lange, dann kannte sie alle Landarbeiter mit Vornamen, und in den frühen Jahren hatte sie mit ihren Kindern gespielt. Am meisten aber leuchtete ihr Gesicht auf, wenn sie mit ihrem Großvater durch die Felder reiten und ihm alle möglichen Fragen stellen durfte. Er genoss ihre Begeisterung und ihre wachsende Liebe zum Land.

Edward war überzeugt, sein Hof würde in gute Hände kommen. Er begann, auch ihr die Grundlagen der Buchhaltung und der Aktienmärkte beizubringen, machte sie mit seinem Börsenmakler in Thorpe St. Michael bekannt, Henry Parker, und gemeinsam begleiteten die beiden Männer das junge Mädchen und berieten sie, bis sie alt genug war, selbst zu bestimmen.

Was Edward – und lange Zeit auch Ambrose – nicht wusste, war die Tatsache, dass Annabel auf ihren Reisen zu den Großeltern angefangen hatte, Gilbert Radcliffe zu treffen. Nur Jane wusste davon, und allmählich wurde die Last dieses Wissens ihr zu schwer. Aber sie musste sich keine Sorgen machen, dass man sie deswegen verhören oder gar beschuldigen würde: Ambrose hatte schon durch seinen Büroleiter davon erfahren, der den Tratsch hörte und schnell merkte, dass die Abwesenheiten seines jungen Schützlings mit Miss Annabels Besuchen bei den Großeltern zusammenfielen.

Und Ambrose hatte schnell gehandelt.

»Vater, ich würde gern mal wieder mit in den Hafen fahren. Es ist schon so lange her, dass ich dort war«, sagte Annabel am nächsten Morgen beim Frühstück.

Ambrose war ein vertrauter Anblick im Hafen, wenn er im dunklen Anzug und mit dem Bowler auf dem Kopf den frischen Fang inspizierte, der ordentlich in Behältern aufgereiht lag. Annabel liebt den Pontoon, die Fischmarkthalle, wo der Fang morgens versteigert wurde. Wann immer sie Ambrose überreden konnte, sie mitzunehmen, stand sie still da, beobachtete und staunte über das Tempo, mit dem der Auktionator seine Verkäufe abwickelte. Er schien ganz genau zu wissen, was die Kunden brauchten. Aber zu ihrer großen Enttäuschung hatte ihr Vater ihr verboten, so oft mitzukommen. Er wollte nicht, dass die Fischer seine hübsche Tochter anglotzten. Und so hatte er beschlossen, der Hafen sei keine Gegend für eine Dame.

»Aber ich bin keine Dame«, hatte Annabel vergeblich argumentiert.

»Mag sein, aber eines Tages wirst du eine sein«, hatte er ihr erwidert.

Heute jedoch war er offenbar gnädig gestimmt. »Natürlich, Liebes«, sagte er. »Was würdest du gern sehen? Die Schiffe? Den Fischerhafen? Die Heringsverkäuferinnen sind noch nicht da, das dauert noch ein paar Monate. Die möchtest du natürlich gern sehen, aber ...«

»Deine Firma, Vater, ich würde gern mal wieder mit in die Firma gehen.«

»Dann darfst du mich gleich gern begleiten.«

»Das ist nicht nötig, ich kenne ja den Weg.«

»Ach was«, erwiderte er, immer noch in mildem Ton. »Du kannst gern mit mir fahren.«

Und so hatte Annabel keine andere Wahl.

Ambrose hätte sie am liebsten angebrüllt, hätte ihr ins Gesicht gesagt, wie sehr er ihr Tun missbilligte, aber er wusste, so konnte er mit seiner dickköpfigen Tochter nicht umspringen. Er hatte sich etwas anderes überlegt, und seine Methode trug ja auch be-

reits Früchte, wenn sein Verdacht über ihren Ausflug am gestrigen Abend zutraf. Statt einer Konfrontation lächelte er ihr über den Tisch hinweg zu. »Ich freue mich über dein Interesse am Geschäft. Ich hatte schon gedacht, du würdest wirklich in die Landwirtschaft gehen wollen.« Sie alle wussten, was in Edwards Testament stand. Ambrose wurde ernst, sein Ton wurde schärfer. »Eines Tages wirst du eine sehr wohlhabende Frau sein. Du wirst nicht nur den Hof deines Großvaters erben, sondern auch meine Firma. Das verstehst du doch?«

Annabel lächelte. »Aber das dauert noch viele Jahre, hoffe ich.«

»Ich hoffe das auch, aber deine Großeltern sind nicht mehr die Jüngsten. Und jetzt ...« Er erhob sich vom Frühstückstisch. »Jetzt muss ich noch ein paar Papiere durchsehen. In einer Stunde können wir aufbrechen.«

Ambrose schloss die Tür seines Arbeitszimmers hinter sich und ging zum Fenster, von wo er den Garten überblickte. Für ein paar Minuten blieb er so stehen, dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und setzte einen Brief auf.

*Lieber Lord Fairfield ...*

Als sie in der Firma ankamen, in der Nähe des Hafenturms, der den Wald aus Schiffsmasten und Schornsteinen überragte, wo die Trawler ihren Fang ausluden, eilte Annabel sofort ins Büro. Sie wusste, dass Gilbert dort seinen Schreibtisch hatte. Ambrose folgte ihr gemächlich und erlaubte ihr absichtlich, ein Stück vorzugehen. Ein leises Lächeln spielte um seine Lippen. Im vorderen Büro saß ein Angestellter mittleren Alters am Schreibtisch; in der Ecke tippte eine junge Frau auf der Schreibmaschine.

»Guten Morgen«, begrüßte Annabel die beiden und wandte sich dann an den Mann. »Ist G... ist Mr Radcliffe da?«

Der Mann wollte gerade antworten, aber da ging auch schon die Tür zum inneren Büro auf, und der Büroleiter, Mr Smeeton, erschien.

»Ah, Miss Constantine, kommen Sie doch herein. Ist Ihr Vater auch da?«

»Ja, er kommt gleich.«

Sie eilte in sein Büro und sah sich um. Keine Spur von Gilbert, und auch sein Schreibtisch am anderen Ende des Zimmers war verschwunden.

»Setzen Sie sich doch«, sagte Mr Smeeton freundlich. »Etwas Tee vielleicht?«

»Nein, danke, Mr Smeeton ...« Eine Frage drängte auf ihre Lippen, aber jetzt war ihr Vater schon im Eingangsbereich zu hören. Dann ging die Tür auf.

»Guten Morgen, Mr Smeeton.«

»Sir.« Mr Smeeton verbeugte sich kurz vor seinem Chef und rückte ihm einen Stuhl zurecht.

Ambrose sah ihn an und fragte wie nebenbei. »Keine Spur von Radcliffe heute Morgen?«

»Nein, Sir, er ... er ist fort.«

Annabel keuchte erschrocken auf, unterdrückte aber mit bemerkenswerter Selbstkontrolle eine Frage. Stattdessen zog Ambrose die Augenbrauen hoch und sagte: »Ach, wirklich? Das ging aber schnell, oder?«

»Sehr schnell, Sir. Er hat nicht einmal die Kündigungsfrist abgewartet.«

»Wie kommt's?«, fragte Ambrose seelenruhig, legte seinen Hut und Stock auf Mr Smeetons Schreibtisch und zog die Handschuhe aus, während Annabel ihm mit wachsender Sorge zusah und zuhörte. Sie hielt sich an den Armlehnen ihres Stuhls fest und biss sich fest auf die Unterlippe.

»Es scheint so«, fuhr Mr Smeeton fort, »als hätte er ganz überraschend eine größere Summe erhalten und sie genutzt, um ... nun ... nach Amerika auszuwandern, soweit ich weiß.«

»Er ist ausgewandert?«, rief Annabel, die sich nicht mehr zurückhalten konnte. Das Blut stieg ihr in den Kopf. Gilbert war einfach verschwunden? Ohne ein Wort? »Wie lange wird er weg sein?«



Mr Smeeton mied ihren Blick. »Soweit ich weiß, will er nicht zurückkommen, Miss Constantine.«

»Aber was ist ...«, setzte sie an, hielt dann aber gerade rechtzeitig noch inne und beendete den Satz etwas lahm mit »... was ist mit seiner Familie?«

»Oh, ich glaube, er hat gar nicht so viel Familie. Seine Eltern sind tot – ein Bruder, glaube ich.«

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie ihr Vater das Gesicht verzog. »Ich habe aber keine Ahnung, wo er lebt. Die beiden hatten wohl nicht viel Kontakt.«

Annabel wagte nicht, noch etwas zu sagen oder eine Frage zu stellen – nicht in Anwesenheit ihres Vaters. Irgendwann würde sie schon Gelegenheit haben, Mr Smeeton noch weiter zu befragen.

»Nun, meine Liebe«, sagte Ambrose mit größter Freundlichkeit, »wenn ich dich richtig verstanden habe, wolltest du dich im Hafen umsehen.«

»Natürlich, Vater«, erwiderte sie sanft und erhob sich, wenn auch mit zitternden Knien. Es war ein Schock. Gilbert war fort, war ohne ein Wort gegangen.

»Alles in Ordnung, Miss Constantine?«, fragte Mr Smeeton ehrlich besorgt. Er hatte durchaus bemerkt, wie sehr sie die Nachricht getroffen hatte. Sie war ja ganz blass.

Annabel hob das Kinn und straffte sich. »Alles in bester Ordnung, vielen Dank, Mr Smeeton. Nun, Vater, wo wollen wir anfangen?«

## Kapitel drei

Annabel quälte sich in der Kälte durch den Hafen und heuchelte Interesse, während ihr Vater auf seine Schiffe deutete und hier und da stehen blieb, um mit einem Skipper zu reden und nach dem Fang der vergangenen Nacht zu fragen. Dann gingen sie zur Markthalle. Der größte Teil des heutigen Handels war bereits abgeschlossen, und Ambrose rieb sich erfreut die Hände, als er hörte, dass gute Preise erzielt worden waren.

»Ein guter Tag«, murmelte er, und Annabel ahnte nicht, dass die Befriedigung in seinen Worten sich nicht nur auf die Fische bezog. »Und jetzt gehen wir nach Hause, es ist Zeit zum Mittagessen, Liebes.«

Er ging mit ihr zu der einspännigen Brougham-Kutsche, die von Billy chauffiert wurde, ohne dass sie noch mit dem Büroleiter oder sonst irgendjemandem im Büro sprechen konnte. Die Leute mussten doch irgendetwas wissen! Wie sollte sie nur herausfinden, was geschehen war?

Zu Hause angekommen, ging sie die Treppe hinauf, angeblich um sich umzuziehen, aber sobald ihr Vater die Tür seines Arbeitszimmers hinter sich zugemacht hatte, raffte sie ihre Röcke und lief zur Küche.

»Wo ist Jane?«, fragte sie Mrs Rowley.

»Oh, Miss Annabel, Sie haben mich aber erschreckt. Jane ist oben und macht das Schlafzimmer Ihrer Mutter fertig.«

Annabel drehte sich auf dem Absatz um und lief nach oben. Ohne Ankündigung stürmte sie ins Schlafzimmer ihrer Mutter. »Jane ...«, setzte sie an, aber dann sah sie, dass die Zofe nicht allein im Zimmer war.

Sarah Constantine saß am Frisiertisch und drehte sich jetzt um. »Was ist denn los, Annabel, brennt es?«

»Tut mir leid, Mutter.«

»Ein bisschen mehr Etikette würde einer jungen Dame in deiner Position nicht schaden.«

»In meiner Position?« Annabel sah sie verständnislos an. »Was meinst du damit, Mutter?«

Mrs Constantine drehte sich wieder zum Spiegel, behielt ihre Tochter aber auch so im Blick. »Dein Vater will dich in die Gesellschaft einführen. Er hat sich in den Kopf gesetzt, dich bei Hof vorzustellen.«

Annabel atmete heftig ein und ließ sich in den nächsten Sessel sinken. »Vorstellen? Der Königin? Aber muss man dafür denn nicht jemanden kennen, der ihr schon vorgestellt wurde und als eine Art ... wie nennt man das noch mal?«

»Als Bürge, meinst du. Ja, das ist wohl so, man braucht einen Bürgen. Aber dein Vater arbeitet daran«, erwiderte Sarah ruhig. Sie mied den Blick ihrer Tochter und schwieg. Annabel musste noch nicht erfahren, was ihr Vater tatsächlich vorhatte. »Was wolltest du von Jane?«

»Ich ... äh ... ich wollte wissen, ob sie heute Nachmittag Zeit hat, mit mir auszugehen.«

»Selbstverständlich«, antwortete ihre Mutter. »Solange du nicht wieder zu spät zum Abendessen kommst.«

»Nein, sicher nicht. Versprochen.«

»Übrigens hat deine Großmutter geschrieben und fragt an, ob du das Osterfest bei ihnen verbringen willst. Soll ich ihr antworten und zusagen?«

Normalerweise hätte sich Annabel über diese Einladung gefreut, aber jetzt dachte sie nur daran, wohin Gilbert verschwunden sein mochte und was mit ihm geschehen war. »Ja, ja, selbstverständlich«, sagte sie halbherzig. Dann drehte sie sich um und ging zur Tür, sodass sie den grimmigen Ausdruck auf dem Gesicht ihrer Mutter nicht mehr sah.

Jane jedoch war dieser Moment nicht entgangen.

»Wir kriegen jede Menge Ärger, Miss Annabel«, sagte Jane, als sie neben ihre junge Herrin auf den Kutschbock stieg, während

Billy das Pferd festhielt. »Sie hätten das Gesicht Ihrer Mutter sehen sollen, als sie aus dem Zimmer gingen. Ihre Eltern haben irgendetwas vor. Ich bin sicher, sie wissen Bescheid.«

»Aber woher denn? Wir waren doch immer so vorsichtig.«

»Ihre Familie ist hier sehr bekannt, und da kann es doch gut sein, dass uns jemand beobachtet hat. Außerdem arbeiten so viele Männer im Hafen für Ihren Vater. Sie wissen doch, wie schnell der Tratsch herumgeht.«

»Ja, ich weiß«, murmelte Annabel, nahm die Zügel auf und nickte Billy zu, der daraufhin das Pferd losließ. »Ich will ja nur wissen, wo er ist und vor allem, warum er gegangen ist.«

Jane hielt sich an der Seite des Wagens fest, als das Pferd schneller trabte, die kurze Auffahrt hinunter, zum Tor hinaus und die Straße entlang. »Wohin fahren Sie, Miss Annabel?«

»Zurück in den Fischerhafen. Ich muss Mr Smeeton sprechen.«

»Das halte ich für keine gute Idee, er wird Ihrem Vater sicher davon erzählen.«

»Kann sein«, gab Annabel zu.

»Und wenn Sie ihn bitten, Ihrem Vater nichts zu erzählen«, fuhr die vernünftige Jane fort, »wird er den Braten erst recht riechen und noch mehr Verdacht schöpfen. Dann erzählt er es ihm ganz sicher.« Und wenn herauskam, dass sie mitgemacht hatte, würde sie ihre Stellung verlieren, dachte Jane. Aber das sagte sie nicht laut.

»Dann bitte ich ihn eben nicht darum.«

»Aber welche Entschuldigung haben Sie denn, noch mal ins Büro zu kommen? Sie waren doch erst heute Morgen da. Und diesmal kommen Sie ohne Ihren Vater.«

»Du bist ja bei mir.«

»Das macht mir die größten Sorgen«, sagte Jane düster.

Lachend tätschelte Annabel die Hand ihrer Zofe. »Kein Sorge, ich kümmerge mich schon um dich.«

*Und wer kümmert sich um Sie?*, dachte Jane. *Ich tue wirklich mein Bestes, aber Sie sind nicht leicht zu kontrollieren, wenn Sie*

*sich etwas in den Kopf gesetzt haben.* Aber sie hielt den Mund und konzentrierte sich darauf, sich gut festzuhalten, denn ihre Herrin hatte noch einmal mit den Zügeln geschmalzt, und das Pferd trabte schneller.

Als sie vor dem Bürogebäude mit dem Namen Ambrose Constantine darauf anhielten, sah Annabel Jane an. »Du machst einfach, was ich sage.«

»Ja, Miss Annabel«, sagte Jane demütig und mit einem ängstlichen Gefühl im Magen. Sie war sicher, diesmal würde es wirklich Ärger geben. Aber sie folgte Annabel ins Haus und zum Büro des Leiters.

Der ältere Angestellte im vorderen Büro stand auf, als die beiden jungen Frauen eintraten. Die junge Schreibkraft in der Ecke blickte auf und lächelte.

»Guten Tag, Mr Mabbott. Könnte ich wohl kurz mit Ihrer Schreibdame sprechen?«

Der Mann kniff die Augen zusammen und sah die Frau an, die erschrocken dreinblickte. »Darf ich fragen, warum, Miss Constantine?«

Annabel schenkte ihm ihr gewinnendstes Lächeln. »Natürlich dürfen Sie. Ich interessiere mich für junge, berufstätige Frauen und wollte gern wissen, ob Miss ...«

Sie hielt inne, und Mr Mabbott sprang ein: »Miss Tate.«

»Danke. Ich würde Miss Tate dazu gern ein paar Fragen stellen.«

Mr Mabbott wandte sich an die Schreibkraft und sah sie fragend an.

Sie neigte den Kopf: »Selbstverständlich.«

»Wie reizend von Ihnen«, lächelte Annabel, zog die Handschuhe aus und setzte sich Miss Tate gegenüber.

»Weiß Ihr Vater, dass Sie hier sind?«, fragte Mr Mabbott.

»Nein, aber ich bin sicher, er hätte keine Einwände.« Annabel legte kokett den Kopf schief. »Er sagt immer, ich soll möglichst viel über das Geschäft lernen, schließlich wird es ja einmal mir gehören.«

Der Mann erkannte sein Dilemma. »Ich ... ich würde ja Mr Smeeton fragen, aber er ist im Moment nicht da.«

Annabel winkte mit den Fingern. »Ich will hier niemanden in Schwierigkeiten bringen.« Sie nahm ein kleines Notizbuch und einen silbernen Stift aus ihrem bestickten Täschchen und lächelte die junge Frau an. »Sagen Sie mir doch einmal, wie sind Sie dazu gekommen, hier zu arbeiten? Es ist ja recht ungewöhnlich, dass Frauen in Büros arbeiten, obwohl ich gelesen habe, die Regierung stellt schon seit ein paar Jahren Schreibdamen ein.«

Miss Tate war eine junge Frau von schlichtem Aussehen, trug aber ein schickes, maßgeschneidertes schwarzes Kostüm mit weißer Bluse. Die Haare hatte sie zu einem strengen Knoten frisiert. Sie trug keinen Schmuck, nicht einmal etwas Spitze am Kragen. Sie war unauffällig und still, aber Annabel hatte den Eindruck, dass sie gut arbeitete. »Mussten Sie eine Ausbildung machen?« Annabel deutete mit dem Stift auf die schwarze Schreibmaschine. »Ich habe gehört, dass Sie sehr schnell und mit allen zehn Fingern schreiben. Wo haben Sie das denn gelernt?«

Als wäre Mr Mabbot zufrieden mit dem Grund für Annabels Besuch, entschuldigte er sich jetzt und verließ das Büro. »Ich gehe zum Mittagessen.« Jane setzte sich auf seinen Stuhl und staunte über Annabels Erfindungsreichtum. Selbst sie hätte ihr alles geglaubt, wenn sie es nicht besser gewusst hätte.

»So, nachdem er jetzt weg ist«, sagte Annabel leise und beugte sich vor zu der jungen Frau, »sagen Sie mir doch bitte mal, wie ist das denn, wenn man mit Männern zusammenarbeitet? Sie sind ja hier die einzige Frau, oder?«

»Stimmt«, erwiderte Miss Tate. »Aber es geht gut. Sie sind alle sehr höflich und aufmerksam.«

»Alle?«

»Ja, vor allem Mr Radcliffe, aber der ist ja jetzt weg.«

»Wer war das denn?« Annabel schaute sie unschuldig an, und Jane musste ein nervöses Kichern unterdrücken.

»Der stellvertretende Büroleiter. Er war immer sehr nett, aber dann hat er letzte Woche ganz plötzlich gekündigt.«

»Ach, wirklich?« Annabel klang immer noch ganz ruhig.  
»Warum denn?«

Miss Tate schürzte die Lippen und warf einen Blick auf Jane.  
»Keine ... Ahnung.«

Annabel sprach noch leiser. »Sie können ganz vertraulich sprechen, Miss Tate. Jane ist mir treu ergeben.«

»Es gab einen schrecklichen Streit«, flüsterte Miss Tate und deutete mit dem Kinn Richtung hinteres Büro. »So laut, dass wir jedes Wort hören konnten.«

»Ach. Und was haben sie gesagt?«

Miss Tate presste sittsam die Lippen aufeinander. »Oh, das kann ich nicht wiederholen, Miss Constantine, nicht einmal Ihnen gegenüber. Das wäre nicht richtig. Als ich meine Stelle hier angetreten habe, habe ich versprechen müssen, dass ich nichts weitererzähle, was hier im Büro gesprochen wird.«

»Ganz recht«, erwiderte Annabel sofort. »Entschuldigen Sie, dass ich gefragt habe. Aber Sie sagten, infolge dieses Streits hat dieser Mr ... Radcliffe, sagten Sie?«

Miss Tate nickte.

»Dieser Mr Radcliffe die Firma verlassen.«

»Noch am selben Tag, auf der Stelle. Er ist regelrecht hinausgestürmt.« Sie nickte noch einmal zum Büro des Leiters. »Und seitdem haben wir ihn nicht mehr hier gesehen.«

»Wo kann er denn hingegangen sein?«

Miss Tate zog die Schultern hoch. »Angeblich nach Amerika.«

»So so«, murmelte Annabel und dachte einen Moment nach. Miss Tate würde ihr nicht mehr erzählen, selbst wenn sie mehr wusste, aber sie musste mit ihren eigentlichen Fragen weitermachen, damit niemand Verdacht schöpfte. »Also, zurück zu Ihrer Ausbildung.«

Sie sprachen noch etwa zehn Minuten weiter, dann kam Mr Mabbott zurück, und Annabel stand auf und klappte ihr Notizbuch zu. »Vielen Dank, Miss Tate, das war sehr aufschlussreich. Und vielen Dank auch Ihnen, Mr Mabbott, dass Sie mir das Gespräch während der Arbeitszeit gestattet haben.«

»Oh, mit Vergnügen, Miss Annabel.« Er hielt ihr und Jane die Tür auf. Als die beiden draußen waren, drehte er sich zu Miss Tate um. »Was hat sie gefragt, und was haben Sie ihr erzählt?«

Die junge Frau blinzelte nervös. »Nur ... nur über meine Arbeit und meine Ausbildung und so.«

»Sonst noch was?« Er schrie jetzt fast.

Miss Tate sah ihn ruhig an, obwohl es ihr schwerfiel. Eine innere Stimme riet ihr, die anderen Fragen nicht zu erwähnen. Sie wollte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, als würde sie Tratsch verbreiten, und außerdem hatte sie das Gefühl, Miss Annabells Interesse an dem jungen, gut aussehenden Gilbert Radcliffe sei erstaunlich groß gewesen.

»Nein, Mr Mabbott«, erwiderte sie. »Wir haben nur über meine Arbeit gesprochen.«

Der Mann schnaufte und setzte sich dann wieder an seinen Schreibtisch, während sie wieder zu tippen begann. Sie hätte der netten Miss Annabel gern noch mehr geholfen. Tatsächlich war es bei dem Streit ja um Mr Constantines Tochter gegangen, ihr Name war sogar gefallen, aber Miss Tate hatte nicht gewagt, ihr davon zu erzählen. Sie musste ihre eigene Stellung schützen, die in dieser Männerwelt ohnehin immer gefährdet war. Ein falscher Schritt, und man würde sie entlassen.

So wie man auch Mr Radcliffe entlassen hatte.